

ROMAN

**MICHAEL
KUMPFMÜLLER**

**MISCHA
UND DER
MEISTER**

KIEPENHEUER & WITSCH

Michael Kumpfmüller

Mischa und der Meister

Roman



Kurzübersicht

[Buch lesen](#)

[Titelseite](#)

[Über Michael Kumpfmüller](#)

[Über dieses Buch](#)

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Impressum](#)

[Hinweise zur Darstellung dieses E-Books](#)

Über Michael Kumpfmüller

Michael Kumpfmüller, geboren 1961 in München, lebt als freier Autor in Berlin. Im Jahr 2000 erschien mit dem gefeierten Roman »Hampels Fluchten« seine erste literarische Veröffentlichung, 2003 sein zweiter Roman »Durst« und 2008 »Nachricht an alle«, für den er vor dem Erscheinen mit dem Döblin-Preis ausgezeichnet wurde. Bei seiner Veröffentlichung im Jahr 2011 wurde der Roman »Die Herrlichkeit des Lebens« zum Bestseller und von der literarischen Kritik hochgelobt. Mittlerweile ist er in 25 Sprachen übersetzt worden. Zuletzt erschienen seine Romane »Die Erziehung des Mannes« (2016), »Tage mit Ora« (2018) und »Ach, Virginia« (2020).

Über dieses Buch

In seinem neuen Roman stellt sich Michael Kumpfmüller eine ganz und gar »unmögliche« Frage: Was würde geschehen, wenn Jesus für ein paar Tage zurück auf die Erde käme, ins Hier und Jetzt der Stadt Berlin? Die Antwort: Es würde alles ganz anders, schön und erfreulich, wie es in Wirklichkeit kaum ist – und auch im Roman nicht von Dauer. Wenn man göttlichen Beistand anruft, hat das normalerweise keine Folgen. Nicht so bei Mischa und Anastasia, Studenten der Slawistik, vernarrt in die russische Literatur und – wie sie feststellen werden – ineinander. Sie laden Jeschua ein, und Jeschua nimmt die Einladung an. Aber das ist nicht die einzige Überraschung: Jeschua zeigt sich irdischer als gedacht, vollbringt kein einziges Wunder und steckt doch alle Menschen, denen er begegnet, mit Liebe an. Und die grassiert bald in der ganzen Stadt, was in Kürze eine Bande von Teufeln auf den Plan ruft. Denn für sie sind Freundlich- und Glückseligkeit ein Alptraum. »Mischa und der Meister« ist ein wunderbar leichtfüßiger, herrlich grotesker und komischer Roman über das Heilige und das Teuflische und die unstillbaren Sehnsüchte und Begierden der Menschen, die zu allen Zeiten dieselben sind.



KiWi-NEWSLETTER

jetzt abonnieren

Impressum

Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG
Bahnhofsvorplatz 1
50667 Köln

© 2022, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Covergestaltung: Barbara Thoben, Köln
Covermotiv: © akg-images

ISBN 978-3-462-32142-5

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt. Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen der Inhalte kommen. Jede unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Alle im Text enthaltenen externen Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen

Dienstanbieter zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Inhaltsverzeichnis

Motto

Erstes Buch Teufeleien

- 1 Die Treppe ins Paradies
- 2 Sprechen Sie nie mit Unbekannten
- 3 Der Flug
- 4 Was sollen wir nur tun?!
- 5 Der große Ball beim Satan
- 6 Auf vollen Touren
- 7 Es hat begonnen
- 8 Der Psalm

Zweites Buch Eine wirklich fantastische Epidemie

- 9 Das Erscheinen des Helden
- 10 Wir entwickeln Energie
- 11 Die Abenteuer beginnen
- 12 Vom richtigen Essen
- 13 Die zweite Nacht
- 14 Hokuspokus
- 15 Nach Hause
- 16 Zum höheren Ruhme Gottes
- 17 Ein unruhiger Tag

- 18 Die Verfolgung
- 19 Die illustre Bande
- 20 Der böse Freitag
- 21 Ein Anfall von Neurasthenie
- 22 Schizophrenie, wie gesagt
- 23 Die unglücklichen Besucher
- 24 Finale

Drittes Buch Zur Hölle mit ihnen!

- 25 Höchste Zeit! Höchste Zeit!
- 26 Grauen
- 27 Gemeinsames Schaffen
- 28 Im Kerzenlicht
- 29 Wer ist sie?
- 30 Das bunte Gekräusel
- 31 Ein unerwartetes Ende
- 32 Status praesens

Zettelkasten

Verzeichnis der wichtigsten Personen

Dank

»Es gibt nichts Übernatürliches im Leben.
Weil alles darin übernatürlich ist.«

Michail Bulgakow

Erstes Buch
Teufeleien

Die Treppe ins Paradies

Berlin, die alte Göre, erwachte und hatte schlechte Laune. Eine Gruppe lärmender Engländer mit Rollkoffern, die zu spät zu ihrem *Easyjet*-Flug nach Bristol aufgebrochen waren, hatte sie geweckt, oder worum immer es sich gehandelt hatte, das Geschrei einer Gebärenden im Urban-Krankenhaus, ein illegales Autorennen auf dem Ku'damm oder das Pfeifen des Windes über dem Müggelsee, wo an den Anlegestellen das Wasser gegen Jollen und Yachten klatschte.

Es war Mitte April, morgens gegen halb fünf. Ein stürmischer Tag stand bevor, es begann zu dämmern, und sie hasste die Stunde, in der es dämmerte und niemand wusste, wer genau er war, am wenigsten sie selbst.

Sie hatte mächtig zugelegt in den vergangenen Jahren, in denen wenig Aufregendes passiert war, sie war träge, sie langweilte sich und litt unter ihrer Langweile, schlief nicht besonders und hatte regelmäßig die allerdüstersten Gedanken.

Die Zeitungen waren jeden Tag voll mit ihr, na gut – doch wann, bitte, hatte sie zuletzt jemand gestreichelt oder ihr ins Ohr geflüstert, so wie damals der amerikanische Präsident, der sie vor aller Welt wie eine Geliebte behandelt hatte, aber leider nie wiedergekommen war.

Wie viele Jahre, nein, Jahrzehnte, lag das zurück!

Es war schon nicht mehr wahr, so lange her war das, und geblieben war der Traum, und dass sie seither niemanden richtig an sich heranließ, von den Russen allenfalls abgesehen, denn sie schienen ihr ähnlich zu sein, sie

sehnten sich, ohne zu wissen, nach was, etwas, das sie erhob und wenig später zu Boden warf, sie vernichtete und im selben Moment unsterblich werden ließ.

Der glühende Junge – wie hieß er gleich – fiel ihr ein, recht jung, in seinen frühen Zwanzigern, Student der Slawistik, stürmisch und ruhig zugleich, dazu hübsch anzusehen mit seinen blonden Locken und zwei Augen wie der schimmernde Wannsee an einem Augusttag, so blau.

Sie hatte ihn entdeckt, als er in der U7 Richtung Spandau am Fenster saß und *Die Brüder Karamasow* las, zwischendurch nickte und in sein Notizbuch schrieb und anschließend neuerlich las und plötzlich aufsprang und rief: »Ja, genau. Warum nicht? Das ist mal ein Gedanke.«

Mischa, ja richtig, hieß er – ein dostojewskischer Träumer, wie er im Buche stand, mit Mädchen wahrscheinlich eher schüchtern, was gelegentlich umso anziehender wirkt.

Sie würde ein Auge auf ihn haben, nahm sie sich vor. Vielleicht würde es ja unterhaltsam, ihm eine Weile auf der Spur zu bleiben, da sonst bestimmt nichts groß passierte, außer dass es nun richtig stürmte und vereinzelt zu kleineren Vorfällen kam: In Bohnsdorf stürzte ein Baugerüst auf parkende Autos; entwurzelte Bäume versperrten diverse Nebenstraßen, ohne dass jemand Schaden genommen hatte; ein paar Mützen und Hüte flogen von den Köpfen und wurden wieder eingesammelt, und dann ging gegen halb sieben die Sonne auf, und ein stinknormaler Mittwoch begann.



Für unseren Helden, Mischa, begann an diesem Mittwoch das Semester. Er saß in einem gut gefüllten Seminarraum der Freien Universität und hörte mit halbem Ohr zu, wie die Dozentin die Referatsthemen vorstellte, schaute sich ein bisschen um und entdeckte, halb rechts auf derselben

Höhe, eine Dunkelhaarige, die neugierig in seine Richtung schaute und sich für das Lachen bei Gogol interessierte, sieh an.

Mischa war wirklich eher schüchtern, doch er hatte Augen im Kopf, und so erwiderte er den Blick und dachte sich wenig dabei, und später, im *Café Kauderwelsch*, setzte sie sich an seinen Tisch und bat noch nicht mal um Erlaubnis.

Anastasia.

»Ich habe dich gesehen und mir gedacht, wir könnten uns über Gogol unterhalten«, sagte sie.

Mischa fand es anfangs schwierig, in ihrer Anwesenheit zu denken, denn wie sich zeigte, hatte sie eine Stimme, sie hatte Augen, Hände, sie roch, sie atmete, war in Bewegung, und das musste er erst mal sortieren, und wie sie da gerade in seinem Leben Platz nahm, so fühlte es sich nämlich an.

Sie hat einen einladenden Mund, war zunächst alles, was er an Gedanken zustande brachte, dass sie ihm gefiel, das einfache schwarze Strickkleid, das sie trug, das dunkle Haar, das so lockig wie seines war, die charmante Lücke zwischen ihren Schneidezähnen nicht zu vergessen, und wie sie sich freute, dass er Gogols *Mantel* kannte und natürlich die *Toten Seelen*, wenn auch bloß den Anfang.

Und so fanden sie recht mühelos ins Gespräch. Mischa erzählte, dass er eine Wohnung suche und derzeit nur Dostojewski lese, und Anastasia erzählte, dass sie derzeit nur Gogol lese und mit einem weiteren Studenten bei einer älteren Dame lebe, die sie ohne weitere Erklärung als verrückt bezeichnete.

Auch das russische Thema wurde berührt und dass sie beide Mischwesen waren, bei Anastasia der Vater und bei Mischa die Mutter russisch war, und eine weitere Gemeinsamkeit darin bestand, dass sie praktisch keine Eltern hatten, denn die von Anastasia flogen als

Kunsthändler ganzjährig durch die Welt, während die von Mischa seit Jahren überhaupt verschwunden waren.

»Verschwunden?«, fragte Anastasia.

»Kurz nach meinem Abitur sind sie eines Morgens nach Russland und haben sich nie wieder gemeldet«, erklärte Mischa. Seither lebe er bei seinem Onkel.

Und so erzählte Mischa von Onkel Wladimir und Anastasia von ihrer verrückten Edita, die ebenfalls nach Russland wollte, um das Grab ihres Vaters zu besuchen, der eines Tages bis nach Stalingrad gewandert war und von dort weiter nach Sibirien, wo es ihm so gut gefiel, dass er nie mehr zurückkehrte.

»Na ja, *gewandert*«, sagte Mischa.

Und Anastasia: »So erzählt es Edita. Du kannst mich ja mal besuchen, dann wirst du sehen, was für eine wunderbare Person sie ist.«

Und weil man nun sozusagen verabredet war, tauschte man Telefonnummern, um zum Abschluss neuerlich die Wohnungsfrage zu streifen; Mischa hatte morgen früh eine Besichtigung, von der er sich allerdings nicht viel versprach.

Anastasia war, wie sich herausstellte, für radikale Maßnahmen in der Wohnungsfrage, besetzen und enteignen, meinte sie, anders gehe es nicht, worauf Mischa frei nach Bulgakow erwiderte: »Wohnungen gibt es in Berlin nicht. – Aber wie wohnt man denn dort? – Man wohnt eben so. – Ohne Wohnungen.«



Bis zum Abend hatte Mischa nicht das Gefühl, dass groß etwas mit ihm geschehen war. Es gab einen neuen Punkt, den man innerlich ansteuern konnte, ein gewisses Wärmegefühl, dazu einen Namen, den er mochte.

Einen Namen und eine Telefonnummer.

Man konnte sich anrufen, man konnte kurze oder lange Nachrichten schicken, doch siehe – keiner machte von der Möglichkeit Gebrauch.

Mischa hatte seit Tagen nicht eingekauft, er brauchte neuen Kaffee, dazu Brot und Butter, etwas Aufstrich, zwei Flaschen Bitter Lemon und was sonst er im Vorübergehen erwischte und anschließend nach Hause trug, bevor er sich lange nach zwei auf den Weg ins *Schostakowitsch* machte, wo er täglich mehrere Stunden arbeitete.

Das *Schostakowitsch* war ein Feinkostladen mit Restaurant und Catering und gehörte seinem Onkel, der ein ausgebildeter Koch war und leider wenig von Geschäften verstand, weshalb der Laden nicht besonders lief.

Mischa war seit Langem der Meinung, dass das zu einem nicht geringen Teil an der Musik lag, denn der Onkel war ein unbeugsamer Liebhaber von Dmitri Schostakowitsch, den er nicht nur zum Namenspatron seines Lokals gemacht hatte, sondern von morgens bis abends in erheblicher Lautstärke spielte, die geraden Wochen chronologisch sämtliche Werke vom *Scherzo* bis zur *Sonate für Viola und Klavier* und in den ungeraden nacheinander die Sinfonien, die Streichquartette, alle möglichen Klavierlieder, usw.

Heute liefen die Streichquartette, viel zu laut wie üblich, aber okay, die Streichquartette mochte Mischa.

»Du siehst so vergnügt aus«, sagte zur Begrüßung der Onkel, der sich seinerseits bester Laune zeigte, da es eine große Bestellung für eine Abendgesellschaft in Lichterfelde gab, in einer Zahnarztpraxis, wenn er sich nicht verhört hatte, doch das würde Mischa, der bis achtzehn Uhr liefern musste, ja sehen.

Vorläufig half er dem Onkel in der Küche, schnitt den Lachs, die Rote Bete, machte die Kaviardosen auf, kontrollierte die Temperatur des Krimsekts in den großen Kühlschränken und dachte jetzt doch recht ausgiebig an seine Bekanntschaft aus der Cafeteria.

So gegen halb fünf machte er sich auf den Weg, kam auch einigermaßen durch, obwohl es anschließend schwierig war, einen Parkplatz zu finden, und er ewig brauchte, um die Lieferung nach oben in die Zahnarztpraxis zu schleppen.

Die Party fand tatsächlich in einer Zahnarztpraxis statt. Jemand wurde fünfzig, wie nicht schwer herauszufinden war, da in allen Fluren und Zimmern Tempo-50-Schilder standen; zwei herausgeputzte Zahnarthelferinnen führten ihn in ein leer geräumtes Wartezimmer und zeigten ihm, wo er was abstellen sollte.

»Und Sie sind wer genau?«, fragte ein herbeieilender Mann, der sich als Dr. Muhlack vorstellte, und Mischa sagte »Mischa« und dass er das Essen aus dem *Schostakowitsch* bringe.

»Mischa, so, so«, sagte der Zahnarzt, als sei das der ungewöhnlichste Name, den er je gehört habe.

»Ziemlich schräge Location für einen Geburtstag, nicht wahr? Als Zahnarzt bin ich ja eher fürs Gerade, also habe ich mir überlegt, zur Feier des Tages etwas Schräges zu machen.«

Und da Mischa nicht wusste, was er darauf antworten sollte, nickte er unbestimmt und wünschte einen angenehmen Abend, worauf ihn der seltsame Zahnarzt entließ und die Arbeit für heute überhaupt erledigt war.



Die erste Nachricht kam, als er sich die Zähne putzte.

»Ich habe an dich gedacht«, schrieb sie. »Noch wach?«

Und Augenblicke später: »Wie schön, dass wir uns getroffen haben.«

»Du bist lustig«, schrieb er zurück.

Und sie: »Dostojewski und Gogol.«

Und Mischa: »Der Meister und Margarita.«

Es entstand eine kleine Pause, ehe sie schrieb, dass das eines ihres absoluten Lieblingsbücher sei und ob er morgen in die Vorlesung komme.

Sie war erstaunlich flink, dachte er mit gemischten Gefühlen, weil er nicht recht mitkam und ihr Kleid vor sich hatte und die Stiefel und die Lücke zwischen ihren Zähnen, die ihn beinahe am stärksten beschäftigte.

Die Geschichte der russischen und ukrainischen Literatur im 20. Jahrhundert hatte er sich ursprünglich nicht anhören wollen, aber wenn sie da hinging, warum nicht, ja, er komme; auch für einen weiteren Kaffee verabredeten sie sich.

»Gut, bis morgen«, schrieb sie, und Mischa ebenfalls: »Bis morgen«, ohne ihr eine gute Nacht zu wünschen, wenngleich er sich anschließend etwas vage Nächtliches vorstellte und beinahe schon erträumte.



Nach dem Ende der Vorlesung lud ihn Anastasia zur Teestunde bei ihrer Vermieterin ein.

Der Saal war so überfüllt gewesen, dass sie sich nicht sofort fanden. Anastasia saß in einer der vorderen Reihen und hielt wie er regelmäßig Ausschau, irgendwann mit Erfolg, und dann setzte man sich mit einem Lächeln nebeneinander, wobei die bekannten Wärmephänomene auftraten, bevor man wieder auseinanderging.

Die Teestunde sei so ab fünf, hatte Anastasia erklärt, Fjodor, ihr Mitbewohner, sei in sein Kloster gefahren, deshalb würden sie heute lediglich zu dritt sein.

»Kloster?«, fragte Mischa. »Wieso Kloster?«

»Er hat sich kürzlich entschieden, ins Kloster zu gehen, weit weg in Brandenburg, bitte frag mich nicht, warum.«

»Fjodor«, hatte Mischa versonnen gesagt.

Da er den Nachmittag freihatte, las er weiter in den *Brüdern Karamasow*, machte einen Kurzbesuch im *Schostakowitsch*, um ein passendes Gastgeschenk auszusuchen, und stand Punkt fünf mit einer Schachtel russischem Konfekt vor der Sentastraße Nummer 7 in Friedenau.

Die Wohnung lag im dritten Stock, Mischa musste ziemlich viele Treppen steigen, und nun begann er doch ein klitzekleines bisschen nervös zu werden, je höher er stieg, desto mehr, obwohl er anfangs wenig davon bemerkte, sich gründlich mit jeder einzelnen Stufe beschäftigte und bald jede einzelne geradezu liebte oder auf jeden Fall lobte, weil sie ihn zur Teestunde mit Edita führte.

Anastasia trug das Kleid von gestern und freute sich.

»Hier, links, da wohne ich und gegenüber Fjodor, der nicht da ist wie gesagt, und dahinten ist das Reich von Edita, auch wenn es sich eher um eine Höhle handelt.«

Höhle war der richtige Begriff, denn das Zimmer war so groß wie dunkel: Ein altmodisches Bett war im Hintergrund zu sehen, es gab einen runden Tisch, um den Sessel und Stühle standen, an den Wänden diverse Ikonen sowie ein russischer Stadtplan von Stalingrad aus dem Jahr 1934.

Die alte Dame saß in einem der Sessel und hieß Mischa mit tiefer Stimme, näher zu treten.

»Bitte, bitte, ich bin Edita, sei willkommen.«

»Und das ist Mischa«, erklärte Anastasia. »Er sucht gerade verzweifelt eine Wohnung.«

Erst aus der Nähe konnte Mischa erkennen, wie klein Edita war; Anastasia hatte gesagt, dass sie Mitte siebzig sei, doch sie sah zehn Jahre jünger aus.

»Wer möchte sich um den Samowar kümmern?«, fragte sie, und weil Anastasia keine Anstalten machte, kümmerte sich Mischa.

Der Samowar seines Onkels heizte elektrisch, aber dieser schien aus der Zeit Peters des Großen zu stammen; Mischa brachte ihn ewig nicht zum

Brennen, sei es, dass die Hobelspäne oder die Kohle nicht trocken waren, sei es, dass er sich ungeschickt anstellte oder beides.

Aber irgendwann funktionierte es, wofür ihn Edita sehr lobte und einen richtigen Russen nannte, bevor sie die üblichen Fragen zu stellen begann: geboren wann und wo, Vater Mutter, wie sein Studium verlief, die Arbeit im *Schostakowitsch*, von dem sie meinte, bereits gehört zu haben.

Anastasia nickte mehrfach zu Mischas Antworten, und als er fertig war, erzählte sie noch einmal, wie sie sich kennengelernt hatten, obwohl es zu erzählen streng genommen nicht viel gab.

»Das hast du gut gemacht«, sagte Edita und meinte, dass sie Mischa eingeladen hatte und sie zusammen die Teestunde verbrachten und Mischas Konfekt verspeisten.

»Ich kannte ja vor langer Zeit einen Mischa«, fuhr sie fort. »In den ersten Monaten nach Kriegsende. Mein Vater war nicht da, und so hatte meine Mutter Freundschaft mit einem russischen Soldaten geschlossen, der uns regelmäßig besuchte und mich jedes Mal hochhob und dann fliegen ließ. An das Fliegen erinnere ich mich nicht, nur wie er mich hochhob, was ich sehr mochte. Ich war zwei und er nicht viel älter als zwanzig, aus Sibirien stammte er.«

»Also hast du gleich zwei Gründe, weshalb du nach Sibirien willst«, sagte Anastasia.

»Ich habe Gründe zuhauf«, erwiderte Edita. »Wobei ich die meisten wahrscheinlich gar nicht kenne.«

Der Gedanke gefiel Mischa. Ihm gefiel, dass sie zusammen Tee tranken, Anastasias Kleid gefiel ihm, ihre vorsichtigen Blicke, das Gefühl, dass alles richtig und passend war, als wäre das Leben ein Schuh, wie er seltsamerweise dachte, obwohl bei ihm neue Schuhe regelmäßig drückten.

Später zeigte ihm Anastasia ihr Zimmer. Es war unwesentlich größer als das seine beim Onkel, mit Bett und Stuhl und Schreibtisch, jedoch alles auf eine Weise, als hätte es immer gerade so und nicht anders gestellt und arrangiert werden müssen. Es gab kein überflüssiges Ding, nichts war willentlich dekoriert, das Bettzeug weiß, an der Wand ein Schwarzweißfoto, auf dem ein Mädchen mit Zöpfen zu sehen war, auf dem Schreibtisch in einer Vase ein paar Ranunkeln und der aufgeklappte Laptop; daneben ein vollgestopftes Bücherregal.

»So ein Zimmer würde ich auch gerne haben«, sagte er.

»Ja, gefällt es dir bei mir?«

»Sehr.«

Sie machte eine Bemerkung zu dem Mädchen auf dem Foto, das natürlich sie war, und zeigte ihm anschließend ihre Bücher, von denen sie die meisten gelesen hatte, überwiegend Erzählungen und Romane, ungefähr ein Drittel auf Russisch und der Rest in Übersetzung.

Bei den Autoren gab es viele Übereinstimmungen; sie hatte mehr Tschechow und weniger Dostojewski und sonst alle bekannten Namen, die Gedichte von Puschkin und einiges anderes, das ihm nichts sagte.

Sie hatte sich neben ihn gestellt und schaute ihm zu, wie er das eine oder andere aus dem Regal zog und ein paar Zeilen las und in der Hauptsache mit ihrer Nähe beschäftigt blieb.

»Andrej Bitow, *Mensch in Landschaft*, aha«, las er. »Sascha Sokolow, *Die Schule der Dummen*.«

»Das musst du unbedingt lesen, ich liebe es«, sagte sie dazu. – »So, und jetzt bringe ich uns noch eine Kleinigkeit zu essen, such dir bitte einen Platz, ich bin gleich zurück.«

Mischa hatte es lediglich geschafft, auf dem blauen Sessel Platz zu nehmen und heimlich an der dort abgelegten Bluse zu riechen – und da kam sie schon und brachte Brote mit Lachs und einen Rest nicht mehr allzu heißen Tee.

Sie setzte sich auf ihr Bett und sah ihn erwartungsvoll an.

»Eigentlich weiß ich nichts von dir«, sagte sie. »Du kannst mit einem Samowar umgehen, du liest, du bist hier, starrst mein Kleid an, auf eine Art, dass es mir sogar gefällt, du arbeitest im Restaurant deines Onkels, doch das wird es wohl nicht sein.«

Sie wollte wissen, was er wollte; später, im Leben, meinte sie; wenn es nach ihr ginge, würde sie ja gerne als Übersetzerin arbeiten, vielleicht als Lehrerin, sie wisse noch nicht genau.

»Und du?«

Und weil sie so hübsch und hartnäckig fragte, gestand er: »Ich will schreiben.« – »Du bist der erste Mensch, dem ich das sage«, fügte er hinzu. »Lach mich ruhig aus.«

Aber Anastasia dachte nicht daran, ihn auszulachen, sondern hörte nun erst recht aufmerksam zu – dass er hauptsächlich mit Nachdenken beschäftigt sei und kein Thema habe, trotzdem seit Jahren wisse, dass er schreiben wolle.

»Derzeit lese ich vor allem.«

Anastasia kannte *Die Brüder Karamasow* nicht, also erklärte er ihr in groben Zügen die Handlung, das, was er bisher gelesen hatte, die Geschichte vom Großinquisitor eingeschlossen, die er eben heute Nachmittag beendet hatte, und wie er sich beim Lesen immerzu gesagt habe, ja, die Freiheit ist nichts und das Brot alles, aber auch Jesus recht habe, und dieses Rechthaben sei sein Schweigen.

»Ja, Schweigen ist schön, wenn auch schwer«, meinte Anastasia, und darauf schwiegen sie wie zur Probe eine Weile, bevor sie fragte: »In Sevilla, sagst du?«

»Fünfzehnhundertirgendwas.«

»Ich würde mich ja freuen, wenn er uns besuchen käme.«

»Es ist nur eine Geschichte«, sagte Mischa.

»Soll ich ihn rufen? Ich rufe ihn einfach mal. *Kannst du, lieber Herr Jesus, bitte kommen und uns hier in Berlin besuchen?*«

Sie lachte und wirkte ganz unbekümmert dabei, als wäre es ein Witz und zugleich keiner, und spätestens jetzt begann Mischa zu begreifen, wie lieb er sie bereits gewonnen hatte.

Er musste morgen früh raus, trotzdem konnte er sich lange nicht losreißen, machte einen Versuch um elf und einen zweiten gegen Mitternacht, bloß dass er diesmal einfach aufstand.

»Ja, ja, die Besichtigung«, sagte Anastasia und wollte wissen, wann genau sie stattfindet, worauf Mischa antwortete: »Um acht.«

Sprechen Sie nie mit Unbekannten

Mischa war ein miserabler Wohnungssucher. Meistens suchte er gar nicht, sondern träumte das Suchen mehr, und ergatterte er ausnahmsweise einen Besichtigungstermin, ging er entweder nicht hin oder wusste schon an der Haustür, dass es bestimmt nichts wäre, fand an der Küche oder den Lichtverhältnissen etwas auszusetzen und war nicht selten der Erste, der kopfschüttelnd nach Hause ging.

»Wenn ich schreiben will, brauche ich eigene vier Wände«, hatte er sich und dem Onkel erklärt, doch weder Mischa noch der Onkel glaubten richtig daran, zumal man sich im Alltag gut verstand, ab und zu eine Meinungsverschiedenheit, aber kein Grund, viel Geld für eine eigene Wohnung auszugeben.

Mischa war wie oft spät dran, nach den vielen Aufregungen des vergangenen Tages hatte er lange träumend im Bett gelegen, bevor er sich endlich aufraffte und nach Schöneberg in die Gleditschstraße begab.

Die Wohnung befand sich im rechten Seitenflügel, zweiter Stock links, und hörte sich nicht sonderlich vielversprechend an. Bereits aus der Ferne sah Mischa die Mensentraube vor dem Eingang, die sich soeben in Bewegung setzte und wenig später in gespielter Ruhe in die Wohnung ergoss, die aus einem einzigen Zimmer bestand, dazu Küche, Bad, winzig und deutlich abgewohnt, Wände, Böden; von Fenstern und Türen blätterte der Lack ab.

Mischa zählte an die dreißig Interessenten. Das Gedränge war entsprechend groß, man sah Leute nicken und andere, die den Kopf

schüttelten, nach fünf Minuten waren zwei Drittel weg.

In letzter Sekunde bemerkte er die Frau.

Sie war mindestens zehn Jahre älter als er, Mitte dreißig vermutlich, groß und schlank, überaus *gepflegt*, wie er unweigerlich dachte, jemand, der sich zu kleiden wusste und in hellen, geschmackvoll eingerichteten Räumen bewegte, was die Frage aufwarf, warum sie eine schäbige Wohnung in der Gleditschstraße besichtigte, die noch dazu im Seitenflügel lag.

Auch die Frau schaute zwei-, dreimal in seine Richtung, wechselte ein paar Worte mit dem Makler, der sich womöglich ebenfalls wunderte.

Irgendwie französisch sah sie aus, ein bisschen wie die junge Stéphane Audran in den Filmen von Chabrol, die Mischa mochte, aber wie sich herausstellte, sprach sie ein makellooses Hochdeutsch.



Unten auf der Straße kam sie auf ihn zu und bot ihm eine Zigarette an.

»Sie sehen aus, als wäre heute so ein Tag«, erklärte sie und meinte: um zu rauchen, als würde sie wissen, dass Mischa allenfalls Gelegenheitsraucher war, aber nach diesem Fehlschlag soeben, warum nicht, ja, gern.

Sie holte eine Packung *Pall Mall* aus ihrer Handtasche und gab ihm Feuer.

»Ach ja, der Wind«, sagte sie, denn es wehte ein kräftiger Wind, da war es mit Zündhölzern schwierig, es bedurfte mehrerer Anläufe, bis sie endlich Feuer gaben.

Und so rauchten sie, sprachen über das Rauchen, Wind und Wetter, die Wohnungsfrage.

Wie lange sie denn bereits suche, wollte Mischa wissen.

Und darauf sie: »Nein, nein, ich suche nicht, ich bin nur hier, um mich mit dir zu unterhalten.«

Sie lächelte, als sie das sagte, offenbar hatte sie eine spezielle Art von Humor, stellte sich nun auch vor und nannte ihren Vornamen: »Luna.«

»Mischa«, sagte Mischa.

Er mochte ihr Muttermal unten am Kinn, ihren Blick, der auf ihm ruhte und sehr wohlwollend war, etwas fragend, weil sie erkennbar fror und daher vorschlug, sich zum Aufwärmen wenige Straßen weiter in ein Café zu setzen.

Keine zehn Minuten später saßen sie im *Gottlob*. Mischa hörte von dem Café zum ersten Mal, während Luna offenbar schon da gewesen war und Prosecco und ein Glas heißes Wasser bestellte und für Mischa ein zweites Frühstück, das aus Espresso und Bitter Lemon bestand.

Mischa war selbstverständlich eingeladen und musste nun jede Menge Fragen beantworten, seine Wohnsituation betreffend, was er studierte, die Arbeit beim Onkel, der ein Russe war, so, so, mit russischem Essen kenne sie sich einigermaßen aus.

»Vielleicht magst du mir bei Gelegenheit etwas zusammenstellen und bringen, ich habe ewig nicht russisch gegessen, früher natürlich dauernd.«

Mischa verstand nicht.

»Mein Mann ist Russe«, erklärte sie. »Vielmehr *war* er das. Ich meine, er lebt, ist jedoch nicht mehr mein Mann, was dich sicher brennend interessiert.«

»Das tut mir leid«, sagte Mischa.

Und die Frau: »Das muss dir gewiss nicht leidtun, es ist ja niemand gestorben, im Gegenteil – ich bin überhaupt erst am Leben, seit er das Weite gesucht hat und sich wer weiß wo herumtreibt, während ich mit einem hübschen jungen Mann im Café sitze und mich jede Minute amüsiere.«

So formulierte sie es.

Ich glaube, dass Er gütig ist hier – Zitat aus Wenedikt Jerofejews wunderbarem Säuferroman *Die Reise nach Petuschki. Ein Poem*, aus dem Russischen von Natascha Spitz, 11. Auflage, München 2006, S. 63.

Alles wird gut sein hier – Etwas weniger zusammenhängend bei Jerofejew, S. 111.

Städtchen hier – In Bulgakows *Die weiße Garde* wird Berlin an einer Stelle beiläufig so bezeichnet; kein Anlass zur Aufregung eigentlich, doch die alte Göre ist empfindlich.

Unseres Widersachers und heimlichen Bruders hier – Vgl. *Der Meister und Margarita*, S. 447f., wo der »Geist des Bösen und Herrscher der Schattens« Voland Levi Matthäus darüber belehrt, dass das Gute das Böse braucht: »Willst du nicht so gut sein, einmal darüber nachzudenken, was dein Gutes täte, wenn das Böse nicht wäre, und wie die Erde aussähe, wenn die Schatten von ihr verschwänden?« Es wäre nur »kahles Licht«, wäre kein Leben, so Volands Antwort.

Der Autor dieser wahren Zeilen hier – Als solchen bezeichnet sich im Epilog von *Der Meister und Margarita* Bulgakows Erzähler (S. 476).

Verzeichnis der wichtigsten Personen

Die alte Göre Berlin

Mischa, Student

Anastasia, Studentin

Onkel Wladimir, Restaurantbesitzer

Galina Suchanowa, Straßenbahnfahrerin

Luna, Lebensberaterin

Edita, Wohnungsbesitzerin

Fjodor, Mönch

Kyrill, russisch-orthodoxer Priester

Sergej Nowikow, Ikonensammler

Bogdanow, Engel

Jeschua, Jeschua

Zahnarzt Dr. Muhlack

Malermeister Schell

Gebrauchtwagenhändler Frackmann

Bezirksstadtrat Nitsch

Theaterregisseur Stranz

Universitätsprofessor Ruffer

Steuerberater Pfannkuch

Ein Pudel

Eine Katze

Henriette Berg, Doktorandin
Diana Kuhl, Immobilienmaklerin
Henning Reich, Anwalt
Swantje Reich, Anwältin
Paula
Paul
Die Frau mit der Katze
Ihr Ex-Freund
Der Junge in der Straßenbahn
Emil Schmidt, Amtsrat a.D.
Eine eifersüchtige Studentin
Benjamin Hasenfuß, Kritiker
Rebekka Sommer, Lyrikerin
Tessa König, Ärztin
Ansgar Samtleben, Priester
Margarita, Akkordeonspielerin
Ein Investmentbanker

Dr. Klara Obermann, Psychiaterin
Dr. Leopold Strawinski, Psychiater
Natalie Strawinski, Lehrerin

Der Autor dankt der VG Wort für die finanzielle Unterstützung.